Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus
Herausgegeben von Prof. Dr. **Otto Lyon**

5

Wilhelm Heinrich von Riehl

Fluch der Schönheit
Quell der Genesung
Gerechtigkeit Gottes

Von

Dr. Th. Matthias
Zwickau

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag BG von B. G. Teubner

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus
Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon
5. Bändchen

Wilhelm Heinrich von Riehl

Fluch der Schönheit
Quell der Genesung
Gerechtigkeit Gottes

Von

Dr. Th. Matthias
Zwickau



Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1903

Wilhelm Heinrich von Riehl, der vielseitig anregende Münchner Gelehrte, in welchem am 16. November 1897 der größte deutsche Kulturhistoriker des 19. Jahrhunderts gestorben ist, war zugleich eine Künstlernatur. Das bezeugt außer der Anlage aller seiner Werke und seiner achtzehnjährigen Lehrtätigkeit an der Königlichen Musikschule sowie eigenen Kompositionen eine besondere Dichtungsart, die ihm geradezu ihre Begründung verdankt: die kulturgeschichtliche Novelle. Der Name rührt von ihm selbst her, von der ersten Novellensammlung, die er i. J. 1856 unter dem Titel „Kulturgeschichtliche Novellen" veröffentlichte. Diesen folgten 1863 zwei Bände „Geschichten aus alter Zeit", 1868 das „Neue Novellenbuch", 1874 die Sammlung „Aus der Ecke," 1880 die vorletzte „Am Feierabend" und 1888 die letzte „Lebensrätsel". Diese Sammlungen, welche die Cottasche Verlagshandlung seit 1898 erfreulicherweise in einer billigen Gesamtausgabe: „W. H. Riehls Geschichten und Novellen", 7 Bände, zugänglich gemacht hat, enthalten gerade fünfzig Novellen und umfassen in feinsinniger, zeitgetreuer Hintergrundschilderung rund tausend Jahre ausschließlich deutschen Lebens.

Wenn aber Riehl in jenen fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, wo sich fast die ganze deutsche Dichtung auf ihren natürlichsten Stoff, auf die Darstellung deutschen Sinnens und Schaffens, besann, eine Schilderung alter deutscher Sitten und Zeiten in novellistischer Form begann, so ist ihm doch diese Schilderung von Anfang an nicht Selbstzweck gewesen. Vielmehr hatte er seiner kulturgeschichtlichen Novelle von vornherein ein rein dichterisches Ziel gesteckt. Sie sollte ein noch die Gegenwart beschäftigendes „psychologisches Problem lösen, ein geistreiches Paradoxon seines scheinbaren Widerspruchs ent=

kleiden, aber nicht durch eine lehrhafte Beweisführung in Worten, sondern durch die poetische Dialektik der Tatsachen [der für die Umwelt und die Zeitfärbung der Grundmotive bestimmenden Vergangenheit], durch die artig verflochtene Handlung einer Geschichte, die unvermerkt zum überraschenden und dennoch überzeugenden Schlusse führte."

Mit dieser seiner Novelle gesteckten Aufgabe kennzeichnet Riehl selbst deren Mangel wie Vorzüge. Der Mangel ist das Fehlen großer Leidenschaften, ja in den älteren zumeist auch eines innigeren Stimmungselementes. Die Vorzüge sind neben dem durchweg deutschen Gehalt vor allem die nachdenkliche Klarheit, die aller Überladung mit atemlos spannenden, endlos bunten Geschehnissen abhold ist, der zu nachprüfendem Verweilen anregende Gedankenreichtum, die geistvolle Durchführung der Grundmotive, die durch Beleuchtung von den verschiedensten Seiten erst in volles Licht gesetzt werden, dazu das Ebenmaß zwischen Stoff und Sprache und über alles gebreitet ein goldiger Humor, der der Ausfluß einer ebenso freien als tiefen Religiosität ist.

Mehr über die Stoffe und das Wesen der Riehlschen Novellen im allgemeinen zu sagen, ist überflüssig, da solch allgemeine Würdigungen in drei eingehenderen Einzeldarstellungen vorliegen: die erste vom Verfasser dieser Erläuterungen in dem Aufsatze „W. H. Riehl als Novellist" in Otto Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 1896, S. 1—28; dann die geistvolle Studie „W. H. v. Riehl, der Poet der deutschen Novelle" von Ludwig Schädel in Heft 159 der Zeitfragen des christlichen Volkslebens, und zuletzt von August Otto in dessen „Bildern aus der neueren Literatur für die deutsche Lehrerwelt", Viertes Heft.

Von den hier zur Erläuterung ausgewählten drei Novellen, denen aber noch viele gleichwertige Meisterstücke ihrer Gattung zur Seite stehen, gehört die erste: „Der Fluch der Schönheit" aus d. J. 1862 in die Frühzeit des Riehlschen Schaffens, in der es dem Dichter mehr auf eine neue, geistvolle Veranschaulichung „geläufiger Wahrheiten ankam, und zwar zumeist in Geschichten,

die in kleinbürgerlichen Kreisen spielen." Die zweite: „Am Quell der Genesung" v. J. 1880 zeigt den Dichter auf der Höhe reifster, auch an Stimmung reicher gewordener Kunst der Lösung eines verwandten und doch zugleich tiefer gefaßten und weiter gesteckten Problems hingegeben. Die dritte: „Die Gerechtigkeit Gottes" aus d. J. 1888, die letzte aller von Riehl geschriebenen Novellen, ist nach Tiefe des Gedankengehalts wie Kunst der Darstellung wirklich der krönende Schlußstein im Gewölbe des Gesamtbaus seiner fünfzig Novellen. Einerseits sämtlich gleich charakteristisch für alle angedeuteten Vorzüge Riehls, sind sie in ihrem Fortschritt zum Höheren und Höchsten anderseits eine Widerlegung zweier oberflächlichen Urteile über Riehls Novellistik, wonach diese keine Entwicklung gehabt habe, sondern von Anfang an immer dieselbe geblieben sei und nie einen weiteren Blick über die nächste Umgebung hinaus gewähre.

I.

Der Fluch der Schönheit.

1862.

(Riehls Geschichten u. Novellen. Gesamtausgabe, Bd. 2, S. 169—230. Geschichten aus alter Zeit, Bd. 1.)

A. Der Zeitraum, den die Geschichte umfaßt, sind die für Deutschland so schrecklichen Jahre 1610—1638. Ihren Schauplatz bilden die Hessenländchen zwischen Dill, Rhein und Main mitsamt den angrenzenden Herrschaften, wie Hanau, und den kurmainzischen Gebieten von Würzburg und dem Vizedomat Aschaffenburg [sein Regent heißt deshalb S. 200 Vizedom], im besonderen Weilburg, die Hauptstadt des Nassau-Weilburgschen Ländchens, deren in die Geschichte verwebtem altem Gymnasium Riehl selbst seine Ausbildung verdankte.

Über die vereinigten Nassauischen Gebiete herrschte 1602—28 der tüchtige Ludwig II., über den Nassau-Weilburgischen Teil seit seiner Abtrennung im J. 1629 dessen dritter Sohn Ernst Kasimir. Trotz aller Umsicht vermochte jener dem Weil-

burgischen Ländchen die Stürme des dreißigjährigen Krieges nicht fernzuhalten. Einerseits lag es dem jülich-klevischen Erbe benachbart, dessen reichen Bestand der katholischen Partei zu erstreiten der spanische General Ambrosius Spinola in Wesel bereit stand und bald für den katholikenfreundlichen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg auch die katholische Liga auf den Plan trat, während der ebenfalls benachbarte Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz die evangelische Union für Brandenburg in Bewegung setzte. Noch verderblicher wurde es für die Nassau-Weilburger, daß Moritz v. Hessen-Kassel und dann Wilhelm V. der Standhafte zur Union und den Schweden, Ludwig V. von Hessen-Darmstadt zum Kaiser hielt, weil er so das zwischen ihm und Hessen-Kassel strittige Oberhessen mit Marburg zu gewinnen hoffte, während der ihm verbündete Erzbischof v. Mainz in gleicher Weise die Grafschaft Hanau zu erwerben gedachte. Wie auf wenig Gebieten, gab es so im Rhein-Main-Winkel eine Menge sich kreuzender Interessen, zu deren Verfechtung sich Ligisten und Kaiserliche wie Unionsfürsten und Schweden je mit ihren Parteigängern unablässig befehden und ablösen mußten. Die Neigung, gleich dem ehedem den Schweden verbündeten Graf Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg, der im Dienste des Kaisers 1638 Hanau wegnahm, mit der Partei zu gehn, deren Dienst den größeren Vorteil versprach, steigerte sich überhaupt seit der Schlacht bei Nördlingen im September 1634 stetig, je mehr die großen Ziele des Kampfes schwanden und das gemeine Kriegsvolk überhaupt nur darauf aus war, seine wachsende Not und Gemeinheit zu befriedigen.

Überhaupt hat es Riehl abgelehnt, hervorragende Persönlichkeiten und allbekannte große Ereignisse der Weltgeschichte tiefer in seine Novellen zu verflechten. „Mir dünkt", so beschrieb er im Vorwort zu den „Kulturgeschichtlichen Novellen" von 1856 selber sein Verfahren, „die Aufgabe der historischen Novellistik liege nach der Seite hin, auf dem Grund der Gesittungszustände einer gegebenen Zeit freigeformte Charaktere in ihren Leidenschaften und Konflikten walten zu lassen. Die

Scene ist historisch. Es sind dann aber, kurz gesagt, erfundene Personen, die in den Vordergrund treten, die mit feinem Pinsel ausgemalt werden sollen, eine erfundene Handlung, die sich episch frei gestalten kann, keine geschichtliche, wenigstens keine weltgeschichtliche. Denn in den Winkeln der Spezialgeschichte können wir allerdings noch Intriguen und Helden aufspüren, die novellistisch bildsam sind, ohne daß wir durch die poetische Freiheit das historische Bewußtsein der Nation beleidigen. Weltgeschichtliche Geschicke mögen von ferne hereinragen, weltgeschichtliche Personen im Hintergrunde über die Bühne des historischen Romans schreiten. Der Boden aber, worauf sich die erfundene Handlung bewegt, ruhe auf den Pfeilern der Zeitgeschichte; die Luft, worin die erdichteten Personen atmen, sei die Luft ihres Jahrhunderts; die Gedanken, davon sie bewegt werden, seien ein Spiegel der weltgeschichtlichen Ideen ihrer Tage."

Selbst die Führer des Kleinkrieges, außer den zwei schon erwähnten noch Markgraf Johann Georg von Brandenburg, der 1628 im Weilburgischen für den Kaiser warb, — er war, nebenbei gesagt, das 23. legitime, freilich nachgeborene Kind des brandenburgischen Kurfürsten Johann Georg I. (1571—8. Jan. 1598) und am 4. Aug. 1598 geboren —, der schwedische Generalmajor Baudiß, der 1632 am Rhein befehligte, werden denn kaum mehr als mit dem Namen genannt, und nur der schottische Kommandant von Hanau, Jakob Ramsay, der sich schon bei der Erstürmung Würzburgs und als Erstürmer von Aschaffenburg ausgezeichnet und 1635—1638 Hanau heldenhaft behauptet hatte, tritt als Kontrastfigur zu dem von der gleichen „weltgeschichtlichen Idee" der kriegerischen Ehre ergriffenen Helden der Geschichte in etwas helleres Licht der Dichtung.

Soviel von den geschichtlichen Gestalten, die in dem der Novelle gegebenen Hintergrunde der ersten zwanzig Jahre des fürchterlichen dreißigjährigen Krieges namentlich genannt werden. Wahrer als dieser Ausschnitt aus dem alles ehedem so blühende Glück des Vaterlandes zertretenden großen Kriege konnte Riehl

gewiß den Hintergrund nicht wählen für seine Geschichte von der Flüchtigkeit, Gebrechlichkeit und Gefahr äußerer [angeborener] und der alleinigen Dauer innerer [erworbener] Schönheit.

B. Thematisch und gleich wie im Kontrapunkt setzt die Novelle im 1. und 2. Absatz des ersten Kapitels mit der Meldung des bevorstehenden Ereignisses, daß dem weilburgischen Schneidermeister Haselborn der seit Menschengedenken schönste Junge geboren werden würde, und mit des Erzählers zweifelnder Frage ein, ob solche Schönheit eine so wertvolle, sichere Gabe sei. Daß die Hebamme den Neugeborenen blasphemisch mit dem Christkind vergleicht und der Volksstimme Ausdruck verleiht, wonach solche Kinderschönheit nur kurzes Leben oder langes Leiden bedeutet, erhöht noch das Bangen (Absatz 3 und 4). Durch die Wahl des „schönsten Namens Amos" veranlaßt, predigt dann gar auch der Pfarrer noch von allen Kriegsgreueln, die ein zerschlagenes Volk erst nach viel Weinen und Sterben überdauern werde (Absatz 5—8). Bald wirft schönheittrunkene Künstlerfreude, der der Knabe zu vier Engeln in der Kirchenkuppel sitzt, und Eitelkeit der Eltern auch in die Kindesseele die ersten Flocken der Eitelkeit (9—13): der Vater, der auch allein durch die eigene Schönheit — eine modern anmutende Motivierung — die reiche Müllerstochter, die seine Frau ist, gewonnen hat, denkt sich ihn schon als Stadtpfarrer, Amtmann oder Feldobrist, und das Kind wähnt gar, es werde in allen drei Würden „zumal" [= auf einmal] glänzen (9); es erzählt mit Stolz von seinem Modellstehen (10); der Vater hängt ihm, halb aus dem eigenen Geldbeutel, halb aus dem Inhalt der „Hölle" [der Vertiefung auf dem Schneidertisch, in die der Schneider nicht bloß die Beine, sondern nach dem Volkswort auch einen Teil des von den Kunden gelieferten Stoffes verschwinden ließ] die buntesten Kleider auf den Leib, und da der Knabe nicht klüger sein kann als der Vater, ahnt er nicht, daß er seiner Schönheit mit diesen Kleidern auch die Feindschaft der Straßenjungen verdankt (11). Dabei hochauf-

geschossen, keck und selbstbewußt, gewinnt er in Schulmeisters Martha, einem gleich wilden Mädchen, wohl eine Bundesgenossin; aber im Hause verwöhnt, nimmt er deren Hilfe wie Butterbrote wie etwas ihm Gebührendes hin und, von der Mutter schon seit dem zehnten Jahre mit dem Bilde einer adligen Heirat umgaukelt, hat er für des Mädchens Anhänglichkeit nur kühlen Dank von oben herab (12 und 13).

Die verhältnismäßig breite Ausführung dieses gegensätzlichen Motivs des selbstlosen Mädchens neben dem selbstgefälligen Knaben führt zum ersten Male zum Thema von der angeborenen äußeren Schönheit, dessen negative Entwickelung der Dichter schon deutlich genug hat ahnen lassen, als positive Ergänzung den Gegensatz von der inneren Güte ein. Überhaupt lohnt schon hier ein Hinweis auf die für Riehl charakteristische gegensätzliche Gedankenführung, die hundertfältig bis in die einzelnen Satzfügungen nachwirkt. Die glückliche Kindheit ist vorbei, und heranrückt die bedeutsamere Jünglingszeit, wo dem Jungen fremde Verschuldung als eigener Fehler angerechnet werden wird und zugleich das Elend der Zeit fühlbar zu werden beginnt; das alles bringt der Dichter lebhaft zum Bewußtsein durch die Antithesenreihe: „Amos wuchs inzwischen heran vom lieblichsten Kinde zum frischesten, kräftigsten Jüngling: er war gewandt, aufgeweckt, heiter, wenn auch etwas selbstgenügsam ... Die Blüte hat erfüllt, was die Knospe versprochen. Aber auch die am Tauftage geweissagte Kriegszeit hatte sich erfüllt, und die Wehen des unseligen Krieges lasteten von Jahr zu Jahr schwerer auf dem Nassauer Lande."

Der Dichter, der bisher die Schuld der den Knaben eitel machenden Umgebung hervorhob, deutet beim Beginn der Schilderung seiner Jünglingsjahre die beginnende eigene Verschuldung sein an, wenn er den Bericht über seine Lateinschuljahre (Absatz 14—20) mit den Worten einleitet: „so klang ihm sein ehrlicher deutscher Name Haselborn zu ungelehrt, unschön und schneiderhaft; er latinisierte ihn nach damaliger Sitte und schrieb sich fortan: Amos Corylofontanus." Äußerlich

bleibt auch des zum Gottesgelehrten bestimmten Lateinschülers launisch spielende Teilnahme an den theologisch-lateinischen Schulwissenschaften, die ihn, gleich den Mädchen in der Stadt, nur dann anziehen, wenn seine Selbstgefälligkeit, sich darin widerspiegelnd, ihre Nahrung dabei findet. Dem Rektor, der die Wegnahme des jedes „Fünkchens" geistlichen Sinnens entbehrenden Schülers empfiehlt, legt der Dichter wieder eine bedeutsame Antithesenreise in den Mund: „die Schönheit, dem Kavalier ein Glück, dem Schneidersohn ein Unglück, dem eingebildeten Schneidersohne ein Fluch."

Aus verletzter Eitelkeit verkennen die Eltern das Berechtigte in den Worten des Rektors und nehmen den Sohn von der Schule, und den schönheitsseligen Sohn ärgert daran nur eins: nach dem Stadtgerede soll seine Liebschaft mit der armen Martha der Grund seiner Entfernung sein. Obgleich er gegen solche Nachrede nur von dieser verteidigt wird, bringt es daher der Eitle noch immer nicht zu einem offenen Ausdruck seines Dankes, geschweige dazu, diese äußerlich unschöne Verkörperung innerer Gediegenheit auf sich wirken zu lassen und ihrer Mahnung zur Abbitte beim Rektor, zur Rückkehr hinter die Schulbank und zur ernsten Vorbereitung auf einen frommen Pfarrer nachzugeben (Absatz 21—24).

Es ist aber, dieser Teilsatz des Rektors erfüllt sich zuerst, ein Unglück, „wenn ein gewöhnliches Menschenkind zu schön ist." Er bringt es nicht bloß fertig, bei den immermehr herabkommenden Eltern müßig die Beine unter den Tisch zu stecken, deren Länge ihm genügt, sich in Erinnerung an die Schulzeit mit dem tatsächlich ungewöhnlich schlanken vatikanischen Apollo [= A. von Belvedere, der gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in Antium aufgefunden wurde] zu vergleichen. In verblendeter Eitelkeit vergißt der Schneidersohn auch die Schranken des Standes, und so sagt ihm sein Herr, der Rentmeister, dessen Vertrauen er durch seine Geschicklichkeit als Rentschreiber gewonnen hat, den Dienst auf, weil er zu schön sei, und die von ihm angebetete und mit seiner Liebe spielende Rentmeisterstochter, sein leibhaftiges Ebenbild in weiblichem, vornehmerem

Gewande, erklärt ihm, warum: weil die Tochter eines gräflichen Dieners doch keinen Schneidersohn heiraten könne (Absatz 25—29).

So an seiner verwundbarsten Stelle, seiner Selbstgefälligkeit, zum ersten Male wirklich fühlbar verletzt, wird der immer Mutige reif zu einem verzweifelten Schritte: er will sich den Werbern, denen endlich einmal gerade seine Schönheit gefällt, übergeben. Die Geschichte erreicht damit einen dramatischen Höhepunkt. Als die Roheit des Kriegslebens zum ersten Male an Amos' schöne Erscheinung, die darin untergehen muß, heranschlägt, bricht sich Marthas schöne Seele, die ihrer überall sicher ist, mutig Bahn, um den still Geliebten den Fluten zu entreißen. Und es scheint zu gelingen:

„Der Werber aber flüsterte ihm ins Ohr: ‚Ist das dein Schatz! Pfui, schäme dich; ein so schöner Bursch und eine so häßliche Dirne! Ist nicht ihr Gesicht wie aus einer Rübe geschnitzt? Da schau hinüber noch unsern Mädeln, die den Wein kredenzen! Gelt, dies ist ein feineres Kaliber? Und sie alle sollen deine Schätze sein, wie du willst; — jeden Tag eine andere!‘

„Amos warf einen Blick auf die Troßdirnen und spuckte voll Abscheu aus. ‚Geht mir mit euren Weibsbildern; ich habe keinen Schatz und will keinen haben!‘

„‚Komm mit mir, Amos!‘ flehte Martha.

„‚Ich folge dir!‘ erwiderte er, verwirrter als zuvor. Denn im selben Augenblicke fiel ihm ein, daß man die Schulmeisterstochter mit dem Rübengesicht nun doch für seinen Schatz halten würde, wenn er ihr folge. Hätten die Soldaten nur nicht gleich beim ersten Anblick über das häßliche Gesicht gespottet.

„Und er folgte ihr nicht.“ —

Zugleich ein bedeutender Musiker, hat Riehl einmal im Vorwort zu der Novellensammlung „Am Feierabend“ den Gedanken ausgesprochen, daß sich für jede seiner Novellen — er dachte sie sich am liebsten im Familienkreise laut vorgelesen — ein „Lesetempo“ angeben lasse. Der dafür Empfängliche wird dergleichen Verschiedenheiten des Rhythmus natürlich auch zwischen Sätzen ein und derselben Novelle vernehmen,

oder wer hörte nicht, in wie hüpfenden Rhythmen die Rede des Werbers und das eigene Gedankenspiel Amos' Gefühl verletzter Eitelkeit umschmeicheln, während der Gegensatz in zwei kurzen Reihen ganzer Noten, erst im Hochton: „‚Komm mit mir, Amos!' flehte Martha" sich meldete, um sich dann mit den Worten „Und er folgte ihr nicht" wie in tiefem Baß grollend zurückzuziehen? —

Indem ihm damit das Idyll der Jugend versinkt, zahlt Amos spöttische Erinnerungen an das, was darin sein Glück schien, mit roher Gewalttat heim; aber indem er der lauten Verleugnung seines ihn ohne Erwiderung liebenden Schatzes die antithetische Erklärung hinzufügt: „Aber wer dem Kinde ein Haar krümmt, dem renne ich auf der Stelle den Spieß durch den Leib", meldet sich hinter der gefährlichen Schale seiner schönen Erscheinung eben in dem Augenblick, da sie unter der ersten Berührung mit der rohen Welt in Gewalttätigkeit und Unmäßigkeit zu versinken droht, beruhigend ein lebendiges Gefühl für echte, für sittliche Schönheit (Absatz 29—46).

Das Thema ist so abermals vertieft. Wir fühlen, daß das, womit der „schöne" Amos scheiterte, äußeres Glück und Fortkommen war, und hoffen, daß er dafür in noch bedrohlicherer Umgebung ein anderes, sein wertvolleres sittliches Teil nicht verlieren wird.

Die Antithese des zweiten Kapitels, daß eben das, was im äußeren Fortkommen sein Unglück war, für sein inneres Leben sein Halt wird, ist damit zugleich wohl vorbereitet.

Er selbst freilich sieht bis an das Ende seiner zehn Kriegsjahre (1628—1637) im stillen in seiner Schönheit einen Wegweiser zu äußerem Glück (Absatz 1). Der Schimmer dieser Hoffnung tröstet ihn über die Trennung von den Eltern und den allmählichen Verlust aller Beziehungen zur Heimat, wo inzwischen in der allgemeinen Kriegsnot und Seuche auch die Schneidersleute das Zeitliche segnen (2 und 3). Er verliert diesen Glauben auch nicht, obwohl er im Dienst nicht vorwärts kommt infolge bewußter und ihm rücksichtsvoll ermöglichter Fernhaltung von groben Gewalt- und Greueltaten; denn mit

dem Äußeren, dem lateinisch aufgeputzten Namen, den er im Felde bald aufgab, hat er nicht auch das Bessere mit abstreifen mögen: das in seiner angeborenen Schönheit ihm mitangeborene und unter dem Hauch der klassischen Bildung verstärkte Gefühl für das sittlich Schöne, das er sich auch inmitten des rohesten Treibens bewahrt hat (4 und 5). Als er bei der Plünderung einer Pfarre nur das Notwendigste genommen hat und sich trotzdem neben der roh hausenden Bande von dem Pfarrer allein als der leibhaftige Teufel, als die „scheußlichste Bestie“ in verführerischem Gewande schelten hört, ist ihm dies daher „zu arg“, und er wünscht zürnend, daß jener „nur einmal ein Jahr die Last der verteufelten Schönheit tragen müßte.“ Doch es bleibt noch bei Worten; von der wirklichen Lösung des Widerspruches zwischen Glück und Schönheit sind auch die beiden Pfarrersleute bald noch ebenso weit entfernt wie der Träger der verhängnisvollen Gabe: die Pfarrerin belohnt zugleich die Schönheit und feine Sitte des jungen Soldaten durch eine Kanne besten Firneweins [d. i. alten, klaren Weines]; der Pfarrer weiß zwar wohl, daß es Roheit und (sittliche) Häßlichkeit am weitesten bringen in dieser argen Zeit, das Schönste und Edelste in uns dagegen am härtesten gestraft wird, aber trotzdem gibt er ihm nicht den Rat, auf Erfolge in dieser Zeitlichkeit zu verzichten, sondern zeigt ihm ein Vorbild und verschafft ihm einen neuen Herrn in einem Manne, „der ein Glück gewonnen, wie es der Glanz seiner Naturgaben verhieß,“ in Jakob Ramsay, dem schwedischen Kommandanten von Hanau. Daß dieser freilich aus adligem Blut, dünkt Amos nur eine Bestätigung des einst mit Neid gehörten Satzes seines Rektors, daß Schönheit für den Kavalier ein Glück sei.

Die Reihe von Absätzen (6—22), die diese schwierige Gedankenreihe veranschaulicht, veranschaulicht auch schon durch ihre große Zahl die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, das Trugbild der Schönheit und auf sie gegründeter Glücksansprüche zu zerstören. So muß es das Leben tun, und das tut es in jäher Katastrophe (Absatz 23—25) mit um so grausamerer Härte. Vom Pfarrer mit der Klugheitsregel, zumal dem „schönen

Ramsay" gegenüber nicht selber von der eigenen Schönheit zu sprechen, und aus der Lehre des Rentmeisters mit trefflichen Kanzleifähigkeiten ausgestattet und tapfer wie immer, rückt Amos nicht nur zum Fähndrich, sondern auch zum bevorzugten Gesellschafter Ramsays auf, dafür natürlich vom Neide der neuen Kameraden verfolgt, die das ihm jetzt lachende schnelle Glück auf seine Schönheit schieben. Da, als eben der Stern des Glückes aufzusteigen scheint, treffen die wohlgezielten Axthiebe wütender Bauern, die sich an dem feindlichen Führer Ramsay zu rächen vermeinen, fast tödlich das schöne Antlitz des arglosen Doppelgängers.

Es ist die Aufgabe des dritten, etwas behaglicher ausgesponnenen Kapitels darzustellen, wie aus der Vernichtung des so lange lockenden Trugbildes der äußeren Schönheit endlich die innere, wie aus dem Fluche der Schönheit gerade in ihrer Zerstörung der Segen erwächst, wie nach Amos' eigener Erkenntnis die schwere Krankheit zwar als eine Strafe wirkte, „aber als eine jener göttlichen Strafen, worin sich uns die Gnade und Güte Gottes am tiefsten offenbarte". Die Stufen, in denen diese Erkenntnis allmählich aufsteigt und endlich Betätigung wird, brauchen nach der breiteren Entwicklung der Probleme nur kurz angedeutet zu werden:

1a. Amos' Krankenlager bis zur Überrumpelung Hanaus (Absatz 1—13). Die Phantasien des langweiligen Krankenlagers und der Verlust des einen Auges wecken in Amos das innere Gesicht für das Gute und die andere Art des Schönen, die er verlassen und so sehr verkannt hat: Er empfindet all die Güte der Eltern, denen er ehedem kaum gedankt, und die Liebe Marthas, die er nicht gemocht; da er aber jetzt beide gleich gut findet, kann er sie sich jetzt nur noch nebeneinander denken und er selbst möchte sich — er sagt als Marthas Freund und meint als ihr Geliebter — dazu gesellen; denn auch alle Härten der Form scheinen ihm jetzt in dem spät erkannten Liebreiz einer milden, guten Seele verklärt. Für sich aber triumphiert er, als er zum ersten Male wieder in den Spiegel schaut: ‚Gottlob, nun bin ich

nicht mehr schön!‘ Und wenn er sich vorher noch ausgemalt hat, wie er als ein Fähndrich oder noch ein Höherer zurückkehrt und Martha durch die Straße führen will, hat er nun kaum noch eine Freude daran, als ihm Ramsay dafür, daß „er seinem Feldherrn das Leben gerettet“, sofortiges Aufrücken und reiches Schmerzensgeld verheißt: in der Anerkennung aus dem eigenen Munde des Geretteten empfindet er etwas von der Ungehörigkeit äußern Lohnes für ein freies Opfer.

1b. Amos' Krankenlager bis zu seiner Entlassung (Absatz 14—18): Ramsays tödliche Verwundung beim Überfall Hanaus und die Entstellung auch dieser ehedem so glänzenden Erscheinung lassen Amos in seiner wachsenden Innerlichkeit jetzt auch ahnen, wie trüglich das Glück der Schönheit auch für den Kavalier ist, und des nun auch hilflosen Tränen und schlichte Dankesworte rühren ihn unendlich tiefer als das frühere Versprechen klingenden Lohnes.

2. Amos als Schatzträger (Absatz 19—37): Hat Amos dem Herrn vorher ungewollt das Leben gerettet, so zeigt er jetzt die willigste Bereitschaft, dessen Schatz, die Edelsteine von dem in Mergentheim [M. war 1525—1809 der Sitz der Hochmeister des Deutschen Ordens] geraubten Prunkgewande des Deutschordensmeisters zu retten. Im stillschweigend übernommenen ersten Dienste für andere, mit dem Reisegelde in der Tasche wird er, der mit einem hohen Grade heimzukehren gedachte, freiwillig ein Bettler und gewinnt ein Lumpengewand lieb als schützende Hülle für das anvertraute Gut, und trotzdem vereitelt der letzte Schatten des abziehenden Trugbildes der Schönheit noch einmal sein bestes Wollen. Unbewußt verrät er sich den Häschern durch seinen Einspruch gegen ihre Erzählung von einem scheußlichen Affengesicht, das einst die feindlichen Äxte von Ramsays Haupte habe abwenden müssen. Als er jetzt den Besitz der Kleinode nicht mehr verhehlen kann, durch ihre Preisgabe aber Ramsays Schuld erweisen müßte, schleudert er sie daher lieber auf die Gefahr eigener Mißhandlung in die Wässer der Lahn: er wahrt Treue und Ehre und verzichtet lieber auf den ihm vor kurzem noch wertvoll

dünkenden Anteil, sei es am geretteten, sei es am verratenen Schatze.

3. Amos vor Weilburg (Absatz 38—47): Als Gefangener der Häscher mit gegen Weilburg zu ziehen genötigt, nach deren Ausreißen dafür als Gefangener der fragwürdigen Stadtbesatzung eingebracht, verliert Amos scheinbar auch noch die Eigenschaft eines ehrlichen, tapferen Soldaten und erfährt zugleich, daß in der Stadt mit vielen Bekannten auch die guten Eltern einer Seuche zum Opfer gefallen sind.

4. Martha und Amos (Absatz 48—73): Da steigt ihm über dem Kirchhof aller seiner Hoffnungen wieder das Bild Marthas empor: am Pfahlgraben erfährt er, daß sie durch die Anheftung einer alles Plündern bedrohenden Proklamation ihres Landesherrn, wie sie es einst für ihn werden wollte, so jetzt für die ganze Stadt die Retterin vor dem drohenden Überfall geworden ist. Zum Ausweis über seine Person vor Martha geführt, wird der Entstellte bei seinem völlig veränderten Äußeren von ihr so wenig wie von den Weilburgern erkannt; aber als seiner erschütterten Seele das erste bebende Wort entsteigt, da fällt sie dem Wiedergefundenen, der solchem ehedem so stolz gewehrt hat, beglückt und beglückend mit Schluchzen um den Hals. Die innere Schönheit hat die einst trennende äußere Schale durchbrochen, und in der Erinnerung der Jugend und der Freude des Wiedersehens geht das Glück der Seelen auf. Äußeres Glück, äußeren Lohn sucht Amos jetzt nicht mehr und so erklärt er, als Bettler auf die auf dem Krankenlager noch so heiß ersehnte Hand Marthas verzichten zu müssen. Der Rest des mütterlichen Vermögens, das ihm das von den Eltern zuletzt gar gern als einzige Stütze angenommene Mädchen in der Mutter Auftrage einhändigt, behebt auch diese Sorge. Während ihnen so im Einklang mit Amos' Taufpredigt doch schließlich die Jahre des Heiles kommen, benimmt die Nachricht von dem Hungertode, den Ramsay aus Verzweiflung über den Verlust von Ehre und Reichtum gesucht hat, Amos jetzt den letzten Wahn, daß angeborene Schönheit das Glück des Kavaliers begründe. Daß aber auch

die beiden Eheleute noch einmal nach dessen ins Wasser geworfenem Schatze fischen gehn, zeigt in menschlicher Schwachheit und Wahrheit, daß sie noch immer Glücksucher auf Erden sind, wenn sie auch wohl wissen, ohne es noch auszusprechen, daß Güte des Herzens und Schönheit der Seele in alle Wege Himmelsglück schon auf Erden ist.

II.

Am Quell der Genesung.

1880.

(Lebensrätsel: Geschichten und Novellen. Gesamtausgabe, Bd. 7, S. 215—276. Lebensrätsel, Einzelausgabe. 3. Aufl. v. J. 1893, S. 289—372.)

A. Riehls Novelle „Am Quell der Genesung" gehört zu den verhältnismäßig wenigen, die unter der stattlichen Zahl seiner fünfzig Novellen in der Gegenwart spielen. 1849 als Fünfundzwanzigjähriger in die Verbannung zu gehen genötigt, hat Philipp Schmidt diese zwanzig Jahre getragen, hat er nach der Rückkehr im Jahre 1869 oder 1870 seine Ehe geschlossen, aus der er jetzt, ein hoher Fünfziger, einen achtjährigen Sohn hat: das ergibt frühestens das Jahr 1878 als die Zeit, in welcher die Geschichte spielt. Eine noch zu berührende politische Anspielung führt gar bis Ende 1879/80.

Riehl fand die Kennzeichen dieser Jahre, des Jahrzehntes der deutschen Gründungen und der Wiener Weltausstellung (1873), im Materialismus und Kapitalismus, in der Unrast und Unbefriedigung, aus denen diese Jagd nach dem Glücke doch nicht herausführte, und in der aufregenden Kunst, die in dieser Stimmung geboten und genossen wurde. Eugen Milett, der in der Geschichte neben dem Bauernwirte der Hauptvertreter der neuen Zeit ist, verehrt deshalb Arthur Schopenhauer (1788—1860), der mit seinem Werke „Die Welt als Wille und Vorstellung" (1819, 2. vermehrte Auflage 1844) der moderne Begründer des Pessimismus, der Lehre, daß die be-

stehende Welt nicht die beste, sondern die schlechteste aller möglichen Welten sei, geworden war und namentlich in dem Katzenjammer nach den Gründerjahren erst der Modephilosoph wurde. Wenn Kap. 4, Abschn. 41 die sich mit Schopenhauer drapierende Blasiertheit im Gegensatz zu den von Osten gekommenen Seuchen [der Pest im 14., 16. und 17.; der Cholera im 18. Jahrhundert] vom Westen hergeleitet wird, so ist damit Frankreich gemeint, wo der Begriff blasé gebildet und eine Lebensphilosophie der Blasiertheit eigentlich schon mit Michel de Montaignes (1533—1592) „Essais" begründet wurde, davon ganz zu schweigen, daß das Land die hohe Schule der Lebemänner und damit der Abgelebten von je gewesen ist. Ludmilla Azalinka, die mit ihrer Richtung auf Sensation und Kunstqual der rechte Typus der Romanschriftstellerei der erregten Zeit ist, verehrt demgemäß auch Richard Wagner*), wenn sie auch in seinem Banne nimmer Nibelungen- noch Wodansromane schriebe (Kap. 3, Abschn. 24); der überdies nur halbdeutschen „Modernen" käme das bald so abgestanden vor wie Hohenstaufisches, das ja Raupach mit seinen Hohenstaufen-Tragödien in Verruf gebracht hatte.

Doch der Dichter hat sich nicht auf die Schilderung der Gegenwart beschränkt, sondern läßt in sie hinein einen Vertreter aus der vorhergehenden Generation ragen, die noch voll selbstloser Begeisterung das, was die Gegenwart nach seiner Verwirklichung nur nörgelnd genießt, das „Eine deutsche Reich", als Ideal ersehnte. Philipp Schmidt ist bis auf die Versteifung auf sein Heilmittel die Verkörperung dieser Zeit und zugleich auch ein Stück leibhaftiger Riehl, der ehedem auch als „Großdeutscher" ein Reich der ganzen deutschen Zunge erhofft und sich dann doch ehrlich auch mit den beengenderen Verhältnissen

---

*) Über Riehls ziemlich ablehnende Stellung gegenüber der Wagnerschen Musik vgl. bes. seine „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfe". 2. Aufl. S. 443—528 (Stuttg. 1892). Wagners „Nibelungen" eroberten die Welt auch erst in denselben siebziger Jahren von Bayreuth aus.

des neuen Reiches Bismarckischer Schöpfung absand. Heinrich Gagern, wie Schmidt Kap. 2, Absatz 38, mit einer den Demokraten malenden Weglassung des Adelswörtchens von sagt, genauer Heinrich Wilhelm August Freiherr von Gagern (1799—1880), war seit dem Mai 1848 der Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, vom 16. Dezember desselben Jahres bis 21. März 1849 Präsident des Reichsministeriums. Er befürwortete unter dem Drängen der Mehrheit am 18. Dezember 1848 tatsächlich zunächst für Deutschland die Einrichtung eines engeren Bundesstaates mit Ausschluß Österreichs, indem er gleichzeitig durch gesandtschaftlichen Verkehr zwischen diesem von ihm als Ministerpräsidenten vertretenen, tatsächlich noch nicht fertigen deutschen Bunde und Österreich eine Verständigung über ein festes Bundesverhältnis herbeiführen wollte. Eben deshalb nennt ihn Schmidt mit Rücksicht auf das 1879 von Bismarck zu stande gebrachte Bündnis zwischen dem Deutschen Reiche und der Österreichisch-ungarischen Monarchie „Bismarcks Propheten". Die andere Bezeichnung „Phrasengießkanne", gegen die Schmidt ihn in Schutz nimmt, rührt von Bismarck selbst her, der ihn nach dem Zeugnis von Moritz Busch, „Tagebuchblätter", Bd. 1, S. 415, am 20. November 1870 gebraucht hat.*)

---

*) „Deklamatorisch" nennt ihn Bismarck ja noch in den „Gedanken und Erinnerungen", Bd. 1, S. 67, und wenn das auch selbst aus dem Munde des größten Tatenmenschen gar nicht so sehr bitter gemeint ist, wie eben die Lektüre dieser Stelle der „Gedanken und Erinnerungen" lehren kann, so hatte es doch immerhin seine Berechtigung. Des zum Beweise nur die satirische Charakteristik, die von Gagerns Art Moritz Hartmann, selbst ein Mitglied des Frankfurter Parlaments, gibt, indem er ihm (Reimchronik, S. 117 f.) nach seinem Verzicht auf das Reichsministerium die Worte in den Mund legt:

„Ich mit der Persönlichkeitsgewichtsbewußtseinsaufgeblasenheit,
Ich bin ich, in ganzer Größe, wie Sie sehen jederzeit;
Ich bin ich, das ist gewiß, doch bin ich selber noch mit mir im Streit
Über das, was ich denn bin, denn ich selbst — (Ungeheure Heiterkeit)

Mit dem Kontrast der achtundvierziger und siebziger Jahre hat sich der Dichter nun aber in der Zeichnung des Hintergrundes zu seiner auch an ausgeführteren Charakteren reicheren Erzählung noch nicht begnügt, sondern beiden Zeiten, dem materiell überreizten Jahrzehnte nach der Reichsgründung und der für politische Ideale kämpfenden Revolutionszeit, stellt er wieder die Jahre um 1815 gegenüber, wo Mozart, auf den Azalinka verächtlich herabsieht, herrschte und der von ihr gleich wenig geschätzte Goethe*) und Metternich in Karlsbad „an der Spitze der Kurlisten standen". Die Quellen, aus denen Philipp Schmidt von dem dortigen heiteren Badeleben weiß, waren natürlich seinem Doppelgänger, dem Kulturgeschichtsforscher Riehl, wohl vertraut: Wilhelm Gottlob Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", das 1794—1815 erschien, und darin zu der Erzählung „Drei Wochen im Bade" die figurenreichen Abbildungen von der Hand des flotten, freilich auch etwas oberflächlichen Kupferstechers und Zeichners Johann Heinrich Ramberg (1763—1840), des späteren Hannoverschen Hofmalers. Wenn Milett mit seiner Rimselrainer Stiftung am Schluß der Geschichte (Kap. 4, Absatz 50) „das Traumbild, wie es in dieser Erzählung stand, verwirklichen will", und mit diesem Gelöbnis, er, die Verkörperung der politischen

---

Sagt' ich etwas gegen alle Schicklichkeit, ihr lieben Herren, o so verzeiht,
Denn mit umgedrehter Seele stehe ich vor Ihnen auch noch heut.
Wenn man ein so ungeheurer Mensch ist und so fürchterlich gescheut,
Ist man manchmal schrecklich dumm aus Übermaße an Persönlichkeit.
Finden Sie vielleicht die Rede viel zu hohl, zu leer, zu aufgeblasen und zu breit,
So versichr' ich Ihnen, das ist Geist, ist Scharfsinn, ist Beredsamkeit."

*) Schmidt-Riehl bekennt sich Kap. 3, Abschn. 13, durch das Citat zu ihm: „Was man in der Jugend begehrt, hat man im Alter die Fülle." Nur sagt Goethe vor dem zweiten Teile von „Wahrheit und Dichtung" wünscht statt begehrt.

Wirklichkeit und sozialen Gebundenheit im neuen Reiche, dem so gern ungebunden im Reiche der Gedanken schwärmenden Achtundvierziger die Hand zum dauernden Freundschaftsbunde reicht, so will das eine Mahnung sein, auch in den größeren neuen Verhältnissen in gegenseitiger Würdigung dasselbe Ziel, den Frieden zu suchen, den, nur auf anderem Grunde, jene Zeit gefunden hatte.

B. „Herr Eugen Milett war ein glücklicher Mann; es fehlte ihm gar nichts. Und doch war er nicht ganz glücklich, eben weil ihm gar nichts fehlte. Er wußte nicht, wie glücklich er war!" Nicht einmal ordentlich naß war er schon einmal geworden: so kündigt der Eingang (Abschnitt 1—3) des ersten Kapitels — mit Verlaub zu sagen — den Helden der Geschichte ebenso neckisch an, wie es ihn als einen aus Überfluß Unzufriedenen, als einen Blasierten schildert.

Das erste, was wir mit ihm erleben, ist, daß die Frage, ob er zum Unterschiede einmal nach Kopenhagen oder nach Wien reisen soll, für das letztere nicht durch ihn, sondern durch den Zufall der Lokalfahrpläne entschieden wird. Ihm, dem alles nach Belieben und von selbst zugefallen ist, fehlt eben darum Willenskraft und Entschiedenheit (4—6). Wir begleiten ihn auf seiner Fahrt in erster Klasse durch die frühlingsschöne Welt und sehen ihn doch ohne Freude an solchem Genuß: um sein teures Leben besorgt, das der verweichlichte Genußmensch daheim auf Gummirädern rollen läßt, regt er sich vielmehr über die „für verbesserte Mordwerkzeuge hinausgeworfenen" Millionen auf, von denen längst hätten elektrisch betriebene Gummizüge (!) eingerichtet werden sollen, in denen auch ein Bahnunfall lediglich zu lustigen, weltbürgerlichen Umarmungen führen würde (7—11). Bei leckersten Genüssen, die er selbst auf Reisen mit sich führt, und bei all seinem Reichtum verdirbt ihm doch der von beiden nur genährte widerspruchsvolle Pessimismus die rechte Freude am Leben, und doch hängt er so daran, daß der kühle Dialektiker

noch nach Jahrtausenden „mit der fortschreitenden Menschheit in bewußtem Zusammenhang sein möchte“, wie er, sich selbst betrügend, meint, nur um sich des dann gern entbehrten Glückes künftiger Geschlechter freuen zu können. Es ist das natürlich ein ebenso widerspruchsvolles Spiel, als wenn er bei seinem so gern genährten Gedanken vom ewigen Fortschritt einerseits endlose Qual empfindet, „weil nur die Gewißheit eines erreichbaren Zieles, weil nur das Ziel selber uns beglücke“, und wenn er andererseits dem ihm abhanden gekommenen „Glauben der altmodischen Leute an die ewige Seligkeit“ das Gespenst unseliger Langeweile entsteigen sieht, „weil nur Kämpfen und Ringen, weil nur Fortschritt uns befriedige“. Er hat die Kraft nicht, diesen — zwischen Forderungen des Gemütes und des Verstandes notwendigen — Widerspruch zu lösen (12—23).

Doch Herr Milett hat noch ein anderes Glück, als in erster Klasse durch die Welt reisen und mitten im feinsten Genusse über deren Schlechtigkeit nörgeln zu können: die Jugend eines Fünfundzwanzigers und die ihm schon aus Kinderfreundschaft erwachsene und nach elterlicher Vorbestimmung zugewendete Liebe eines reizenden Weibchens, eine Ehe ohne starke Leidenschaft und doch voll innerer Schmerzen und selbstquälerischer Seligkeiten mit einem liebenswürdigen Wesen, das seinen Wunsch mitzufahren kaum schüchtern anzudeuten gewagt hat. Während ihm, dem übersättigten Verstandesmenschen, das Briefschreiben wie ein Waten im Wüstensand vorkommt und er in allem nichtstuerischem Reisen kaum Zeit zu Karte oder Drahtnachricht für sie findet, würde sie ihm doch, das weiß er, seitenlange Briefe schreiben; denn sie dachte und lebte ja nur — für ihn (24—33).

Sie herbeizuwünschen und doch sich zu freuen, daß ihm in der Ferne alle ihre Vorzüge nur desto bewußter werden, macht eben sein widerspruchsvolles Glück aus, bis ihm auch dieses Gedankenspiel getrübt wird durch die Gesellschaft eines rücksichtslos zu ihm steigenden Reisebegleiters, der in seiner auffälligen Kleidung und derben Gestalt so ganz anders ist

als sein immer geschmackvoll gekleidetes, zierliches Weibchen, der so ganz eigenmächtig ist, daß er erster Klasse sogar ungefragt raucht. Statt daß der empfindliche Herr Milett aber von dem Entschlusse, ihm seine Unart vorzuhalten, auch bis zur Tat käme, wird er vielmehr ohne Wissen und Willen zu zweistündigem Warten aus dem Zuge geholt (34—46). Am Schlusse seiner Eisenbahnfahrt betreffen wir ihn so noch einmal bei derselben unmännlichen Willelei, wie bei ihrem Antritt.

Es ist das Recht des Humoristen, die Gedanken, die bei seinen Gestalten ihm oder dem Leser kommen mögen, gleich Gedanken dieser Gestalten oder auch deren Empfindungen in eigenen Gedankenreihen weiter auszuspinnen, und manchmal schon wird der Leser zwischen den Zeilen des munteren Erzählers Riehl den gedankenreichen Weltbetrachter in ihm haben durchblicken sehen. Um nur ein Beispiel anzuführen, so ist es im „Fluch der Schönheit", Kap. 3, Absatz 5 natürlich der sinnige Naturbetrachter Riehl, der seinem Helden Amos zur Erklärung seiner früheren Blindheit gegen Marthas Schönheit die Erwägung unterschiebt: „Es gibt Landschaften, die man erst einmal im Dufte der Ferne gesehen haben muß, um dann ihren traulich anheimelnden Reiz auch in der Nähe recht zu empfinden. Gibt es nicht auch solche Menschen?" — Gemäß dem viel stärkeren Beisatz Humors, den der friedsame, abgeklärte Meister im Jahre 1880 namentlich zur Ausführung der kapitalistischen oder kapitalistisch angesteckten Vertreter des neuen Deutschlands auf die Palette genommen hat, bedient sich denn auch Riehl dieser Freiheit des Humoristen in unserer Erzählung in viel ausgedehnterem Maße. Es ist der Verfasser des „Wanderbuches" und der mit einem köstlichen Wanderidyll einsetzenden Novelle „Die glücklichen Freunde", der im dritten Absatz des ersten Kapitels den Mangel in Miletts Glück auch darin findet, daß dieser nie in dem Gefühle geschwelgt habe, das dem Durchnäßten ein trockenes Hemde bereitet. Es ist der nämliche neckische Freund erwanderter Kenntnis von Land

und Leuten und Feind aller Urteile, die über sie nach hastiger Eisenbahnfahrt gefällt werden, der im zweiten Kapitel, Absatz 1—3, durch Violas Worte in Shakespeares „Was ihr wollt", Aufzug 2, Auftritt 4, zwölftletzter Vers, zu dem ironischen Vorschlage angeregt wird, daß auf allen Wartestationen, deren er an oder nahe dem Wege Miletts bald ein Dutzend anführt, ein Denkmal der Geduld errichtet werden sollte.

Aber gerade aus der Öde, wo es niemand sucht, naht oft das Heil. In der Umsteigestation Huggenberg, deren Warteräume mit langweiligen oder rauchenden und trinkenden Insassen bei dem empfindlichen Milett Widerwillen, und deren kümmerliche Gartenanlage bei dem Verwöhnten den bittersten Hohn wachrufen, soll der Verärgerte in der dürftigen Fliederlaube einen Mann finden, der ihm als sein vollständiger Gegensatz Teilnahme abgewinnt und damit der Wegweiser zu wahrem Glücke wird. Zu dem negativen Satze des ersten Kapitels, daß äußeres Wohlergehen das Glück nicht mache, bringt so das zweite die doppelt gegensätzliche, positive Ergänzung in dem inneren Glück und Seelenfrieden, die auch äußere Not und Sorge eher festigt als erschüttert.

Dem innere Güte verratenden Tone der Freundlichkeit, mit dem ihn dieser Mann zum Niedersetzen in der Laube einlädt, kann Milett nicht widerstehen. Die Freude, mit der der Mann von dem Gedeihen der achtjährigen Anpflanzung, die seinen Hohn hervorrief, redet, weil sie ihm in ihrem jetzigen leidlichen Stande ein Symbol der Genesung seines auch gerade achtjährigen lahmen Knaben ist, und dessen Dankbarkeit gegen den von ihm ebenfalls verwünschten Sonnenschein stimmen den im Eisenbahnwagen noch über das Heiligste Spöttelnden geradezu feierlich. Die Schilderung des Zieles seiner Reise, des für den Knaben in Aussicht genommenen Böhmerwaldbades Rimselrain ohne Luxus und mit einem Wirt, der sich den Besuch einer regierenden Königin oder Kaiserin verbeten habe, um keine Verbesserungen anbringen zu müssen, rufen gar zum ersten Male wieder wach, was der Blasierte nicht mehr kannte: das Staunen (7—15).

Das Staunen wird nicht geringer, als der Mann mit dem geistvollen Kopfe, aber gewöhnlichen Namen Schmidt und in der altmodisch dürftigen Kleidung von seinem Leben und seiner Vergangenheit erzählt. Ein höherer Fünfziger, ist er noch, wie er es immer war, ganz Begeisterung eines gläubigen, dem Guten und Großen erschlossenen Gemütes. Eben nach Vollendung seiner Rechtsstudien 1849 voll Begeisterung in die Bewegung zu Gunsten eines einigen Deutschland mit hineingerissen, ist er unter dem Verdachte eines politischen Mordes gegen den Freund des eigenen Vaters damals zum Tode verurteilt worden und hat in England und der Schweiz das Brot der Verbannung essen müssen. Aber gerade in dieser hat er zwei mühsame Berufe als die edelsten schätzen lernen, die des Lehrers und des Krankenpflegers: als freier Privatlehrer sucht er jetzt noch mit warmem Herzen in seinen Schülern Liebe zu den „großen“ Alten als Vorbildern freien, hohen Menschentums zu wecken, und durch die in England gelernte Krankenpflege hat er seinen Sohn so weit gebracht, daß er ihm nun durch die Rimselrainer Schwefelquelle den Abschluß der Kur angedeihen lassen will. Voll Bewunderung für den Begnadeten, der in solcher Armut und Sorge so reich im Geist ist, hilft er ihm mit seinem Knaben nicht nur beim Einsteigen, sondern steigt selbst mit ihm in sein Abteil dritter Klasse (18—36). Deren Unbequemlichkeiten empfindet der vorher so unzufriedene Fahrgast erster Klasse nicht über der anregenden Unterhaltung mit dem sich auch in die Verhältnisse des neuen Reichs findenden alten Achtundvierziger. Des äußeren Anstoßes, daß er über der beim Einsteigen dem Knaben zugewendeten Hilfe den Koffer stehen gelassen hat, bedurfte es daher bei dem von äußeren Dingen ehedem so Abhängigen kaum noch, um ihn zur Begleitung Schmidts nach Rimselrain zu bewegen. Daß ihm in Kopsburg, wo sie den Stellwagen für das Bad erwarten müssen, die Bewirtung des Vaters und Knaben mehr Behagen bereitet als vorher seine Leckerbissen, damit ist mitten in dem ernsten zweiten Kapitel mit echt Riehlscher Schalkhaftigkeit angedeutet, wie wohl dem früh-

morgens noch so Selbstgefälligen bei Mitgefühl und Aufopferung für andere werden wird, und wir glauben der Vordeutung um so eher, als auch Miletts heiße Reue, nun auch am dritten Tage zu keinem Briefe an seine Frau zu kommen, und Schmidts Freude über seine Begleitung — in feiner Motivierung — gleichzeitig immer deutlicher fühlen lassen, daß es nur die äußeren Verhältnisse sind, welche Schlacken über den edlen Kern seiner Seele gezogen haben (37—44). Gleich darauf erhebt sich die Erzählung zu erhabenstem Ernste. Im Dunkel der keuschen Nacht, die Sterne zu Häupten, enthüllt der alte Schmidt auch das Geheimnis seiner von der Miletts so ganz abweichenden Ehe: nachdem die Geliebte ihm früh verlobt und doch erst nach zwanzigjährigem treuem Festhalten an dem Verbannten angetraut worden war, war sie ihm, kaum daß ihr Kind sechs Jahre alt gewesen, schon wieder entrissen worden. Wieder schreitet Schmidts Mitteilung dieses „Bittersten" seines Lebens in drei einzeiligen Absätzen (49—51) in schweren ganzen Noten einher (vgl. S. 11 f.); dann aber folgt wie in höherer Jubelstimme des Hartgeschlagenen dankbares Bekenntnis zu dem ihm erst in diesem Unglück aufgegangenen Glauben an die Ewigkeit des Lebens und der Liebe, und der früh im Abteil erster Klasse noch so zweifelsüchtige Milett kann sich nur bewundernd neigen vor dem Sterne solchen Glaubens (45—54).

Wie in Rimselrain der ehedem seelisch Kranke auf dem Wege der Genesung fortschreitet, das ist im dritten Kapitel in reichen heiteren und ernsten Kontrasten dargestellt.

Die erste Kontrastfigur ist der mit derbem Humor, fast satirisch gezeichnete pfiffige Wirt des unglaublich urwüchsigen Bades, der, schon als Bauer gar viel härter als der zum Verein gegen Vivisektion gehörige Städter Milett, aus der eigenen Grobheit an fremder Armut ein Geschäft macht. Gegenüber Miletts neuer Tat der Selbstüberwindung, für sich den schlechteren Raum zu wählen, für Schmidts und seines Knaben besseres Zimmer aber den höheren Preis zu übernehmen, hat

er nur mißbilligende Verwunderung über den merkwürdigen Kauz (1—11); aber dessen der Allgemeinheit der Badegäste zu gute kommende Opfer zur Verbesserung seines wirklichen Wildbades läßt er sich unter dem Schein, als rührten sie von ihm her, nur zu gern gefallen (27—34).

Die zweite Kontrastfigur des Kapitels, die Schriftstellerin Ludmilla Azalinka, steht im Gegensatz zu allen Hauptpersonen der Erzählung und noch einer außerhalb derselben. Diese eine ist Riehl selber, denn in dieser fremd benamsten, auf das Sensationelle und Phrenetische [auf das Gehirn, auf die Nerven Fallende] ausgehenden Schriftstellerin, welche Stimmung, Schilderung, Kolorit schon fertig hat, ehe sie eine Handlung fand, hat Riehl (19—26) der Geschichte unverkennbar die Verkörperung des aus der Fremde eingeführten, auf Kunstqual gerichteten Naturalismus, das undeutsche Gegenbild zu seinem eigenen Dichten eingefügt, das „von der Lust am Fabulieren", an der Handlung, ausgeht [„Lebensrätsel, S. VI] und auf Versöhnung und behagliche Feiertagsstimmung abzielt [ebenda S. XII]. Während sie Studien zu Klein-Leute- und Elendsschilderung macht, verargt sie Herrn Milett den Umgang mit der leidenden Armut. Während Schmidt mit seiner Sorge zurückhaltend ist und in die Einsamkeit flüchtet, freundet sie sich aufdringlich allen Reichen und Vornehmen an; wehe darum dem kühl abweisenden Milett! Während wir erst über sie wie über den pfiffig derben Bauernwirt lachten, fangen wir daher schließlich an zu bangen ob des schwarzen Teufelswerkes haßerfüllter Verleumdung, das sie (35—37. 47) gegen ihn beginnt.

Die Möglichkeit dazu wird ihr freilich durch eine Schlacke der Selbstgefälligkeit gegeben, die in Milett trotz alles Fortschrittes seiner läuternden Genesung zurückgeblieben ist: während er sich zur Würdigung und werktätigen Förderung fremder Lebens- und Charakterart durchgerungen und darin sein Glück gefunden hat, schweigt er davon gegen seine Frau, weil er ihr die gleiche Fähigkeit nicht zutraut, also daß sich die Nachrichtenlose geradezu auf Ludmillas Verdächtigungsbriefe angewiesen sieht (38—45).

Und noch ein Bangen ist trotz aller launigen Wunderlichkeiten des Bades seit dem zweiten Tage von Miletts und Schmidts Anwesenheit nicht mehr zu beschwichtigen, und das ist um soviel schwerer, als es außer subjektiver Verschuldung auch objektiver Unzulänglichkeit der Männerart entspringt: indes Milett immer befriedigter den ihm von Schmidt gezeigten Weg beglückenden Wirkens um und für andere vorwärtsschreitet und zur Erlösung der Armen von des Wirtes ausbeutender Grobheit diesem stillschweigend sogar das ganze Besitztum abkauft (46), ist sein Freund hinsichtlich der Genesung, die er für sein Kind in Rimselrain suchte, immer mutloser geworden. Miletts zweifelnden Einwand, ob ein Schwefelbad für den Knaben auch das richtige sei, hat er freilich abgewiesen (14—18); nicht minder trotz aller Verschlimmerung im Befinden des Knaben dessen immer dringendere Aufforderung, einen Arzt zu befragen, und bald auch die von ihm veranstalteten Spazierfahrten, die bei des Kindes Vergnügen zugleich den Vater zerstreuen sollten (48—53). Miletts Geld, das er so gerne geopfert, versagt hier eben gerade so, als sich der Stolz des heilbeflissenen Vaters dem Eingeständnis versagt, des Knaben Genesung auf falschem Wege zu suchen. Fast möchten wir so bei des Kindes Erzählung von einem Engel, der ihm in der Männer Abwesenheit, Genesung verheißend, erschienen sei, mit dem Vater vor dem im Fieberbild angedeuteten Nahen des Todesengels zittern, wenn nicht das von dem Engel zurückgelassene Bilderbuch Hoffnung ließe, in dessen weißem Gewande eine andere Helferin vermuten zu dürfen (54—60).

Die damit erreichte höchste Spannung löst sich im vierten Kapitel. Als am anderen Tage das Verschwinden des Knaben dem Wirt und seinen Leuten das Geständnis entpreßt, der Engel sei eine Dame gewesen, kehrt diese, eben als die Leere ihres Zimmers — ein letztes retardierendes Moment — auch deren Verschwinden befürchten läßt, mit dem Knaben zurück: es ist Miletts Frau Doris (1—16), und mit ihr kommt die Lösung, zuerst die von der drückendsten Sorge. Was die Männer

nicht fertig brachten, hat sie durch zarte Frauenlist und mütterliches Walten schon herbeigeführt: daß ein berufener Arzt den Knaben untersuchte und statt der verkehrten die richtige Kur bezeichnete, und daß das von des Vaters sorgenvollem Antlitz mit verschüchterte Kind wieder heiteren Lebensmut gewann (17—22). Ihre Erklärung über die Veranlassung ihres Kommens wird zugleich die Entlarvung Ludmillas (23—34). Daß sie liebenswürdig auch ihren Fehler gesteht, Ludmillas Lügenbriefe nicht einfach dem Gatten zugestellt zu haben (35), erschüttert zwar den dickfelligen Bauern nicht in seiner Überzeugung, zu seinem Nutzen Bestechungsgeld nehmen und das Märchen von der abgewiesenen Kaiserin erfinden zu dürfen (36—39), den zarteren Naturen ihres Gatten und seines stolzeren Freundes aber erleichtert sie dadurch das Bekenntnis ihrer Verfehlung und Bekehrung. So scheiden die drei von dem Quell, an dem Milett die Genesung gefunden, aber sein Führer dazu sie für seinen Knaben nicht mehr suchen darf, als gleichgesinnte Freunde; die Frau, die gegen die Verwandlung Rimselrains in einen eigenen Landsitz Einspruch erhob, stimmt stillschweigend der Verwendung ihres Erbes zu einer gemeinnützigen Stiftung für den Badeort zu und betätigt so noch einmal die Einsicht, zu der sich Milett mit den Worten bekennt: „Im Schimmer meines Glückes erschien mir diese schöne Welt Gottes erbärmlich verpfuscht; das Unglück dieses Mannes ließ mich die Harmonie der Welt ahnen, die Harmonie, welche in uns liegt und aus unserer eigenen sittlichen Kraft quillt", und Philipp Schmidt mit den verwandten: „Zwei Menschen fand ich hier, so gut, so lieb, wie wenige, und in ihren hellen Augen spiegelt sich mir die Harmonie der Welt". In Vertiefung der Antithese der ersten zwei Kapitel heißt das: Die Harmonie der Welt finden wir in uns selbst und unserer sittlichen Kraft, die in freudigem Wirken für andere fühlbar wird.

Ein vergleichender Blick auf den „Fluch der Schönheit" zeigt deutlich den Fortschritt vom Jahre 1862 zum Jahre 1880.

Zwar das Wesen der Kunst ist dasselbe: keine sich jagenden Ereignisse, keine glühenden Leidenschaften, sondern die alte Wohlabgewogenheit der Ideen und der sie veranschaulichenden Handlungen, der Gedanken und der Sprache, derselbe Ernst in der Stellung und Lösung der Probleme. Aber die Mittel, mit denen diese Kunst jetzt arbeitet, sind bedeutend reicher, ihre Gestalten zahlreicher, ihre Charaktere ausgeprägter geworden; an die Stelle der im „Fluch der Schönheit" fast ausschließlichen geraden Folge der Darstellung ist in großem Umfange die umgekehrte, Früheres erst später nachholende und aufklärende getreten und namentlich im 2. Kapitel zur immer tieferen Erschließung von Schmidts Charakter (Abschnitt 17—38; 46—52) und im 4. zur Entlarvung des früheren geheimnisvollen Treibens Ludmillas und der Erklärung von Doris' Erscheinen aufs wirkungsvollste gehandhabt. Endlich ist mit der ausgedehnten Herrschaft des Humors auch ein Stimmungselement in die Darstellung gekommen, das Riehls älteren Novellen so ziemlich fehlt.

III.

Die Gerechtigkeit Gottes.

1888.

(Riehls Geschichten u. Novellen. Gesamtausgabe, Bd. 7, S. 277—379. Lebensrätsel. Einzelausg. 3. Aufl. v. J. 1893, S. 373—508.)

A. Die Geschichte, in der wir an den wechselseitig bedingten Lebenslauf zweier Zwillings-Brüder, deren einer die Verkörperung der ‚Gerechtigkeit vor der Welt', der andere der ‚Gerechtigkeit vor Gott' ist, eine Ahnung von der ‚Gerechtigkeit Gottes' gewinnen, umfaßt die verhältnismäßig lange Zeit von deren Geburt am Pfingstsonntag 1265 bis ins Jahr 1289; nur entfallen davon die 21 Jahre von 1265—1286 auf die in Kap. 1—5 kurz behandelte Vorgeschichte, und nur in die in Kap. 6—25 breiter ausgeführten letzten drei Jahre ragen bedeutsamere geschichtliche Personen und Ereignisse herein: Rudolf von Habsburg und die Schlacht

von Worringen. Das Gebiet, auf welchem Riehl die Ereignisse seiner Geschichte spielen läßt, umfaßt, abgesehen von Kaiser Rudolfs Hochgericht, das nach Kap. 19 in Freiburg im Breisgau, „der Stadt vor den hohen Waldbergen“, (Kap. 18 u. 19) stattfindet, die Landschaften längs des Rheins von Neuß bis Frankfurt, wo wir uns den Ausgangspunkt für des Kaisers letztes Eingreifen von Kap. 21 an denken dürfen. Den Hauptschauplatz des Hattengaues mit der Hattenburg, dem nahen Kloster Mergenthal (= Marienthal) und dem fernen Windhaus haben wir wohl im Rheingau zu suchen; Molsberg, des Ritters Gerlach Haupt- und Wintersitz, liegt in Hessen-Nassau nördlich der Lahn an den Höhen des Westerwaldes, nordwestlich von Hadamar, während sein Sommersitz Rodinek am linken Rheinufer unweit Andernach gedacht ist. Das Friedberg, wo die von Köln über den Westerwald nach Frankfurt ziehenden Kölner überfallen werden, liegt in der Wetterau. Weiter rheinabwärts, halbwegs zwischen Neuß und Köln, liegt nur Worringen, die Stätte, wo am 5. Juni 1288 der seit 1283 währende Brabantische Erbstreit um das reiche Erbe Herzog Walrams IV. von Limburg zu Gunsten des kriegsberühmten Johann I. von Brabant und des von ihm vertretenen Grafen Adolf von Berg, des Erblassers Neffen, entschieden wurde. Auf der anderen Seite waren für die Erbfolge des Grafen Reinald von Geldern, des Schwiegersohnes Walrams, der ihm befreundete Erzbischof Siegfried von Köln, Graf Heinrich von Luxemburg, der Vater des späteren Kaisers Heinrich VII., und Graf Adolf von Nassau, der selber 1292 Kaiser ward, ins Feld gezogen. Die Schlacht, die namentlich durch das Eingreifen der ihrem gewalttätigen Erzbischof feindlichen Kölner Bürger zu Gunsten Johanns entschieden wurde, kostete Heinrich von Luxemburg fast mit der ganzen Blüte der niederrheinischen Ritterschaft das Leben und lieferte die Grafen von Geldern und Nassau, sowie den Erzbischof in die Hände der Sieger. Dieser ward erst aus der Haft entlassen, nachdem ein für Adolf von Berg günstiger Friede geschlossen war, der freilich nur Johann von Brabant

zu statten kam, denn der Berger ließ Siegfried aus Rachgier nach wenigen Jahren überfallen und dreizehn Monate in so hartem Kerker halten, daß er bei der Entlassung geistig völlig zerrüttet war und bald starb. Noch als 1333 und 1334 Johanns Enkel, Johann III. von Brabant, gegen eine Verbindung fast derselben Mächte zu kämpfen hatte, war denn auch tatsächlich die Erinnerung an die Worringer Schlacht im Volksliede noch lebendig, wenn auch die in Kap. 9 dem Liede zugeschriebenen Einzelheiten Riehls freie Erfindung sind.*) Rudolf von Habsburg hatte nicht die Macht, in den Brabantischen Streit ordnend einzugreifen, wie sich ihm überhaupt in manchen Gauen sogar die Grafen versagten, die an seiner Stelle richten und ihm als Bannerherren das Aufgebot des Gaues zuführen sollten. Selbst sein strenges Einschreiten gegen die kleinen Übeltäter, die Raub- und Strauchritter, wobei gegentlich in Thüringen sechzig solcher Gesellen an oder gleich von der Malstatt [Gerichtsstätte] weg aufgeknüpft wurden, erreichte Ende der achtziger Jahre wohl Mittel- und auch das rheinische Oberdeutschland, kaum aber den Mittel- und nie den Niederrhein. Die handeltreibenden Städter litten hier seit dem Tode des letzten Staufenkönigs Konrad IV. (1254) unter dem Raubreiten, die Bauern zugleich unter der Willkür und der Härte eines Rittertums, dem sie mit Fronden [persönlichen

---

*) In dem Lied Nr. 10 in R. v. Liliencrons „Historischen Volksliedern der Deutschen", Bd. 1, antwortet nämlich Herzog Johann, als ihn seine Gegner höhnend als einen von ihnen gehetzten Eber anrufen, zum Schluß:

„mer wat dooch al dit gebronc?
dat ghi verloort voir Wonronc,
waendi dat verhalen nu?
Ic hop, ic saels nu jeghen u
also wel verweren, hier ter stede,
als mijn goede oude-vader dede".

D. h. auf hochdeutsch: „Aber wozu doch all dies Geprunke? Daß ihr verlort vor Worringen, wähnt ihr, das sei vergessen schon? Ich hoffe, ich will's euch jetzt ebenso gut verwehren heißen, hier auf der Stelle, wie's mein guter Großvater tat."

Diensten], Zehnten [vom jährlichen Ertrag ihrer Scholle] und Gulten [außerordentlichen Steuern] hart zinsen mußten, also daß ihnen wohl das Singen verging, das gleich den Standesgenossen früherer Geschlechter mancher Ritter, wie Kurt von Mörlen in Kap. 6, noch immer pflegte. Man nehme noch hinzu, daß trotz der energischen Abwehr des Treibens Konrads von Marburg doch auch im Kölnischen (Kap. 8), wo es noch im 16. Jahrhundert in der Person Hoogstratens einen Ketzerrichter gab, einzelne Glaubensakte und Ketzergerichte vorkamen und der Rhein auch die meisten Verfolgungen der Juden, die man andererseits wieder als Träger der [arabischen] Heilkunde zu Rate zog, gesehen hat, so hat man die Hauptstriche des geschichtlichen Hintergrundes zur Novelle, den Riehl wieder nicht treffender wählen konnte.

Daß sich vor diesem Hintergrund die Ereignisse in einer Fülle, wie sonst nie bei Riehl, oft fast kraus und wirr drängen, ist in der von einem Fünfundsechziger geschriebenen Novelle nicht etwa ein Zeichen versagender Gestaltungs- oder Konzentrationskraft, sondern Berechnung auf die ästhetische Wirkung, damit bis in das äußere Gewand hinein der wirre Lauf „dieser" Welt, der Welt des äußeren Glückes, des Nutzens und Erfolges als das, was er ist, auch empfunden wird: eine Verdüsterung und Trübung der ordnenden göttlichen Gerechtigkeit, von der hinwieder nur im Innenleben, in Glaube und Sittlichkeit edel gestimmter Gemüter etwas aufleuchtet. Selbst ein anderes, was der Novelle eigen ist, die sehr häufige Anhängung eines allgemeinen Urteils an die einzelnen Vorfälle der Handlung, ist nicht Altersbeigabe, sondern dient meist in der schon bei der zweiten Novelle erläuterten Weise dazu, gerade über das, was uns verkehrt scheint, nach Grundsätzen zu lächeln, und wieviel muß es da in unserer Geschichte nicht zu lächeln geben, da sie ein Bild einer ganzen verkehrten Welt sein will?

B. „Unser Herrgott macht's den Menschen selten recht!" setzt die Erzählung ein. Daß es aber vielmehr die Menschen sind, die durch Irrtum, Schwäche und Unwahrhaftigkeit das von Gott stets ermöglichte Gute verkehren, zeigt in drastischer Deutlichkeit gleich das 1. Kapitel: Gleich stark, gesund und zum Verwechseln ähnlich werden Graf Norbert von seiner Frau zwei sonntägliche Zwillingskinder geboren; nur die menschliche Satzung des Erstgeburtsrechtes verschuldet es, daß die Eltern dem einen mehr Liebe zuwenden als dem andern. Da läßt die Pflegerin Leisa den Bevorzugten Schaden nehmen, daß er schief wird, und alsbald finden die eiteln Eltern alle die Vorzüge, die sie die ersten drei Tage an dem wirklichen Erstgeborenen entdeckt hatten, plötzlich an dem anderen, weil Leisa zur vermeintlichen Milderung ihres Verschuldens das einzige, woran beide bisher wirklich zu unterscheiden waren, ein rotes Bändchen, dem Verunglückten genommen und dem anderen umgebunden hat. Menschenschwäche, Menschensatzung und Menschenfurcht also ist es, was die von Gott gewollte gleiche Bestimmung beider zu Sonntags-, d. h. zu Glückskindern, die wir alle werden könnten, verdirbt (Kap. 1). Die Verteilung der Rechte, die in ihrer irrenden Ratlosigkeit die Pflegerin zu Unrecht vorgenommen hat, empfängt durch den Klosterabt, ohne daß ihm ein Zweifel an seiner Berechtigung kommen kann, auch noch den Segen der Kirche, da sich Leisa, die zu schweigen gewöhnte Hörige, nach vierwöchigem Verhehlen aus wachsender Furcht, durch ein nachträgliches Bekenntnis das Glück der Herrschaft zu zerstören, immer mehr am Bekenntnis der Wahrheit behindert fühlt (Kap. 2). Aber das Gefühl ihrer Schuld, der Vorwurf, durch ihre Willkür die gottgewollte Zuteilung der Rechte zwischen den beiden Brüdern verändert zu haben, bringt sie um den Verstand: so stark ist wenigstens in dem schlichten, bei allem Irrtum auf das Beste gerichteten Gemüte die Macht des Rechtes und der Wahrheit. Aus der Hütte des Burgschäfers, wohin die Fortgejagte geflüchtet ist, will sie der Abt,

weil er sie für eine Teufelsaustreibung sicherer Beobachtung unterstellen möchte, wieder in das Schloß holen, und der Graf ist dazu bereit, weil er seiner zu strengen Strafe zum Teil ihren Irrsinn zuschreibt: so wenig verstehen die beiden Weltmenschen von der Seelennot der Grüblerin, die sich mit der Frage zermartert, ob sie die unfreiwillige Dienerin oder schuldvolle Störerin des göttlichen Willens gewesen ist (Kap. 3).

Inzwischen wachsen die Knaben heran, sonst gleich tüchtig, der schlanke Walram nur schneller im Laufen, der schiefe Gunther dafür bald noch kräftiger, und wenn sich jener durch Verachtung der pfäffischen Künste des Lesens und Schreibens als den künftigen adligen Herrn ausweist, so lernt Gunther nicht nur spielend beide Künste, sondern möchte sie, die sein Glück sind, gern auch die alte Leisa lehren. Sie gehören ja zusammen, der vor der Welt Enterbte mit der, die ihn dazu gemacht hat, nur weil sie, die ja sonst auch immer willenlose Hörige, den Mut des Bekenntnisses, weil sie das **nicht** hat, was den Knaben adelt, das ist der **Wille,** das Bewußtsein, zu **können,** was er **will.** Es ist ein rührendes Bild, die wirre Alte, die doch die kindlichen Künste nicht mehr lernen kann, aber aus des Kindes Bemühen doch die ganze selbstlose Güte des von ihr Geschädigten herausfühlt, und der verschüchterte Knabe, der einen Tadel für sich aus ihrer Selbstanklage heraushört: „Wie bist du doch so gut und wie bin ich so schlecht!" (Kap. 4).

Der gelehrtere und doch bald stärkere Gunther trennt sich schließlich auch im ritterlichen Jugendspiel von seinem Bruder Walram. Kraft seiner Leisas Angst verdankten Stellung als junger Erbgraf spielt dieser in der Menge gleichaltriger Kameraden in Willkür und Laune den Herrn; Gunther träumt sich bei einsamem Spiel schon in die Rolle eines hilfbereiten und mildtätigen Burgherrn, und was er träumt, übt er auch, als der Bruder einmal im Spiel wehrlose jüngere Bauernknaben vergewaltigt. Da er aber die Unterstützung der Bauernkinder gegen den Bruder als unritterlich durch Entziehung des Abend-

brotes büßen muß, rührt er auch das Essen nicht an, das seine alte Freundin Leisa mit ihm teilen will. „Ich will keinen Trost", ruft er, „ich will auch kein Brot, Husbekin, du sollst sagen, daß ich recht habe: — dies will ich! Ich will mein Recht." Noch erschütternder als am Ende des 4. Kapitels bricht da hier der Alten Selbstanklage hervor:

„‚Dein Recht!' schrie die Alte, jäh auffahrend, ‚dein Recht? Ich wollte dir ja dein Recht geben, dein Recht für heute abend — auf ein Butterbrot. Und du hast es verschmäht. Aber du hast ein viel größeres Recht von deinem Bruder zu fordern; ich habe dir's genommen und ich will dir's wiedergeben. Höre, was ich dir erzählen will — — — merke genau auf meine Worte — — ach! ich kann die rechten Worte nicht finden — — doch horch! komm herbei!' Und sie zog ihn ans Fenster und deutete auf einen Baum, der draußen am Zwinger stand. ‚Siehst du den Buchfink dort in den Zweigen? Hörst du ihn singen? Der weiß die rechten Worte. Er erzählt dir alles, besser, als ich's vermag. Er singt mir jeden Tag dasselbe Lied vor, er singt von deinem Recht und meiner Sünde!'"

Der Knabe versteht nichts von dieser Selbstanklage, die des Knaben auf das Leben vordeutende Kränkung beim Spiel in ihr weckt und die sie sich in ihrem Schuldbewußtsein auch aus der Welt des Unbewußten wiederklingen hört; er meint vielmehr, die einzige Mitfühlende, indem sie ihm bös und närrisch wurde, nun auch noch verloren zu haben.

„Es war ihm so weh ums Herz, als ob ihn die ganze Welt von sich stoße, er fühlte sich so einsam und verlassen. Da sah er zum gestirnten Himmel, und von dort glänzte ihm ein einzelner Stern, heller wie alle anderen, mit wundersam funkelndem Lichte entgegen. Er konnte sein Auge nicht abwenden von dem Stern, und es überschlich ihn leise ein süßer Trost und ein frohes Hoffen, er wußte nicht, woher und warum, und er sprach zu sich: mein Abendbrot hab' ich verloren, aber das ist mein Stern, der gehört mir, der bleibt mir, den wird mir niemand nehmen.

„Während seines Lebens hat er noch unzähligemal nach

diesem schönen Stern geblickt; er fand ihn immer wieder, auch wenn der Stern seinen Ort verändert hatte, er nannte ihn stets *seinen* Stern und glaubte, derselbe werde noch ebenso seinen Frieden und sein Glück bestrahlen, wie dazumal und später seinen Kummer.

„Er wartete oft auf dieses Glück, und es kam nicht, doch der schöne Stern kam immer *wieder*“ (Kap. 5).

Mit diesem schönen Bilde für Gunthers auf den Himmel gerichtetes gläubiges Gemüt schließt die *Vorgeschichte*. Wir ahnen längst, daß dieser gegenüber dem Bruder der tiefere, edlere sein wird, und daß die Gerechtigkeit Gottes ihm auch das Glück der Erstgeburt nicht vorenthalten hätte, wenn nicht menschliche Willkür dazwischen gefahren wäre; wir fühlen freilich auch unsere Ohnmacht, zu wissen, ob er auch im verführerischen Glanze der brüderlichen Schönheit und Stellung die gleiche Güte wie jetzt im buckligen Körper behalten haben würde. Wir empfinden etwas von der fast bis zur Willenlosigkeit gehenden Abhängigkeit des *werdenden* Menschen von seiner Erzeuger Geschlecht und seiner äußeren Umgebung, und wir danken vorahnend Gott *die* Gerechtigkeit, daß er dem, der seinen Schatz an äußerem Recht und Glück durch *fremde* Schuld verlor, schon einen köstlicheren im eigenen Gemüte finden ließ.

Die Periode der Selbstverantwortlichkeit Walrams und Gunthers, die von Kap. 6 an dargestellt ist, wird durch die Erzählung über den Tod der Eltern, namentlich des Vaters, eröffnet, die der Dichter mit höchstem Humor zu einer scheinbaren Bestätigung der Menschenklage über den krausen Weltlauf gestaltet, in dem es Gott niemand recht macht: nicht, als der Graf seine Frau verliert und ihr ins Grab zu folgen sich sehnt, sondern gegen seinen Willen, als er nach Jahresfrist eben zum zweiten Male heiraten will, wird er vom Tode ereilt. Der tiefer Deutende sieht darin vielleicht eine Fügung, die ihn bei Walrams deutlich angelegter Herrschsucht vor bitteren Enttäuschungen an seinem Lieblingssohne bewahrt. Der Dichter

will uns darin wohl noch mehr empfinden lassen: indem der edle Wunsch, der Gattin nachzusterben oder doch im Geist vereint zu bleiben, in dem Augenblick in Erfüllung geht, wo die Nichterfüllung eine Gefährdung wurde, wird gerade in dem scheinbar so widerspruchsvollen Ereignis die Harmonie des göttlichen Weltregimentes mit unserem besten Teil, einem edel gestimmten Gemüte, wirksam.

Dem durch den Tod des Vaters zum gebietenden Familienoberhaupte gewordenen Walram gehört auch in der Geschichte die erste Folge von vier Kapiteln (6—9).

Der Umbau der Stammburg, dessen Unterlassung der Schönheitstrunkene schon dem Vater verdacht, wird ihm Veranlassung, dem nicht damit einverstandenen Bruder ein ärmliches Familiengut in tiefer Waldeinsamkeit anzuweisen, und dieser folgt, da es besser sei, „er lebe in Frieden in dem kalten, armen Neste als in Hader auf dem reichen, stolzen Schlosse“ (Kap. 6).

Vor dem Umbau soll auch die fast verschollene irre Leisa an eine andere Stätte weichen, und auch sie geht, aber mit dem Tode und erst, nachdem sie zur Ehre des gerechten Gottes zum ersten Male vor verantwortlichen Ohren ihre Willkür bekannt und für den von ihr Geschädigten gleiches Recht mit Walram gefordert hat (Kap. 7).

Der Gedanke, daß Gott die Wahrheit kennt, läßt Walram daran denken, diesen für die Störung seiner Ordnung durch die von Leisa geforderte Teilung mit Gunther zu entschädigen. Doch die Herrschsucht läßt ihn bald fragen, ob auch auf Erden jemand die Wahrheit kenne. Nur der Bruder, meint er, könne das sein, und der Dichter macht uns zu Zeugen seiner lauernden Ausholung desselben. Nach dessen Erklärung, die Alte habe ihm von einem Geheimnis gesprochen, aber es ihm schließlich nicht mitgeteilt, schließt diese Scene mit dem für Höhepunkte der Riehlschen Novellen so bezeichnenden (vgl. S. 26) Wechsel kurzer, schwerer Rede und Gegenrede:

„‚Sie offenbarte es dir niemals?‘

‚Niemals!‘

‚Sie deutete nicht einmal an, worauf ihr Geheimnis ziele?'

‚Niemals!'

‚Dann hat sie es mit sich ins Grab genommen. — Gott sei ihrer Seele gnädig!'

‚Amen!' fügte Gunther leise hinzu.

Walram schrak zusammen bei diesem Wort."

In diesem Schreck läßt der Dichter noch einmal Walrams besseres Teil sich regen vor der vollständigen Umgarnung durch das Böse, das ihn längst gepackt hat: er verschweigt seine Kenntnis von dem Geheimnis und verwandelt so das durch fremdes Tun herbeigeführte Unrecht in eigenes, bewußtes Verschulden. Diesem ersten Schritte auf der Bahn der Bosheit folgt sogleich der zweite: er drängt den Bruder, sich an der Seite des frommen Erzbischofs von Köln an dem wilden Kriege um das Brabantische Erbe zu beteiligen, — und der Bruder folgt wieder, um auch einmal das lockende Ziel des Rittertums der Zeit, Ruhm und Ehre, zu suchen. Indem ihm Walram die Möglichkeit zeigt, dabei das Gottesgericht des Kampfes mit herbeizuführen, in dem Gottesgerichte des Sieges aber gleichzeitig dem Bruder einen ruhmvollen Reitertod wünscht, erscheint der Grundgedanke der Dichtung geradezu im Zerrbild (Kap. 8).

Bald scheint der fromme Wunsch in Erfüllung gegangen: ein fahrender Sänger meldet Gunthers Fall in der Schlacht von Worringen. Walram betrauert öffentlich den Gefallenen nach Gebühr; im stillen ist er vergnügt, daß ihm aus der Vertauschung des roten Bändchens keine Anfechtung mehr kommen könne (Kap. 9).

Aber während er sich im trügerischen Lichte dieses Erfolges sonnt, setzt mit den Worten: „Gunther war nicht tot" kontrapunktisch wie im Grundbaß in einer zweiten Kapitelreihe (10—14) die Darstellung von einem anderen Walten des göttlichen Regiments ein, als es Walram sich dachte.

Gunther war zwar, noch dazu von irrender Freundeshand getroffen, für tot auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, aber der heilkundige Schäfer Kurt, der ehedem auf seines

Vaters Gütern seines Amtes waltete und gar eine Zeitlang Leisa in seiner Schäferhütte behauste, hatte ihn beim Absuchen des Schlachtfeldes gefunden und den gegen alle kleinen Leute immer freundlichen Herrensohn in seinem Schäferkarren geborgen und darin vor des Ritters Gerlach von Molsberg Sommersitz Rodineck gefahren, wo Gunther schon beim Ausritt in den Krieg gastliche Aufnahme gefunden hatte (Kap. 10).

Hier hatte der Wunde und Geschlagene der Tochter Wahla stille Liebe (Kap. 11) und durch des von Leisa einst ebenfalls eingeweihten Schäfers Aufschlüsse über sein Erstgeburtsrecht auch den Mut zur Erklärung gegen die Geliebte gewonnen. Aber als er sich nun aufmachte, um der Geliebten willen seine Ansprüche geltend zu machen und „fortan sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und selber seines Glückes Schmied zu werden", ist sein erster Schritt ein Fehltritt: er schweigt nicht nur selber von seinem Geheimnis und Vorhaben vor der Geliebten, sondern verpflichtet auch diese zu unbedingtem Schweigen von ihrer Liebe — er will, um ihretwillen nun auch weltlicher gesinnt, nicht als ein vor der Welt Unwürdiger um sie werben (Kap. 12).

Auf der brüderlichen Stammburg erregt die Erscheinung des Totgeglaubten, für den gerade den Tag vorher die Seelenmesse gehalten worden ist, Furcht und Entsetzen, bis das Freudengebell der Schloßhunde ihn beglaubigt. Der Bruder freilich ist nach tollen Wochen auf dem Schlosse mit seiner tollen Gesellschaft rheinwärts auf Brautschau ausgeritten (Kap. 13), und so harrt er auf Windhaus Walrams Widerkunft, teilnahmslos für neugierige Freunde, weil im Geiste immer bei der Geliebten (Kap. 14).

Aber hatte die Laune des Zufalls und die Willkür Leisas ihm mit dem Recht der Erstgeburt nicht die Güte des Gemütes und den Glauben an das Glück rauben können, und hatte des Bruders heimtückischer Rat zur Kriegsfahrt ihm statt des Todes gar dies Glück in stiller Liebe bringen müssen: der Versuch, nun seines Glückes eigener Schmied zu werden, indem er das Stillglück der Herzen auf weltlich gesicherte Grund-

lage stellt, soll im Gegensatz dazu in Verzweiflung und Kerker führen: das ist der Inhalt der Kapitelreihe 15—18, in denen die Handlung in wirren Irrgängen zu tragischer Größe steigt.

Der geschickte, immer erfolgsichere Walram überwindet nach seiner Rückkehr die Peinlichkeit, den — von ihm selbst in den Tod geschickten und totgeglaubten Bruder wiederzusehen, doppelt leicht im Rausche des Liebesglückes, und die Schönste am Rheine, deren Liebe er sich rühmt, ist — die stille Geliebte des Bruders. Furchtbar ist die Wut des um sein Recht Bestohlenen und um seine Liebe Betrogenen; aber der glückliche Walram setzt seinem Hinweis auf Leisas Bekenntnis nur kalten Zweifel und seiner Erklärung, auf alle Ansprüche an sein Erbe verzichten zu wollen, wenn jener ihm nur Wahla lasse, den kälteren Hohn des erfolgreichen Werbers entgegen (Kap. 15).

Noch bitterer wird Gunthers Schmerz in dem Bewußtsein, durch sein eigenes Schweigen Wahlas Vater die Annahme der Werbung möglich und durch deren Verpflichtung zu gleichem Verhalten ihren Einspruch gegen des Vaters Zusage unmöglich gemacht zu haben; selbst des Meineids sieht er sich schuldig, weil er dem Bruder das Geheimnis seiner Liebe preisgegeben habe, und schließlich macht der Trostlose den Versuch, sich der bedrohten Liebe durch gewaltsame Entführung zu bemächtigen. Der Versuch mißlingt und hat nur zur Folge, daß die ihm wieder abgejagte Geliebte in schwere Krankheit fällt und der verwegene Räuber sich ins Unrecht setzt, aber dem ehrsamen Werber Walram die allgemeine Neigung der Landschaft zuwendet (Kap. 17).

Ratlos und zwecklos reitet er dahin und, von einem Bauern mit der Bitte um gastliches Obdach abgewiesen, freut er, der ehedem den Bauernjungen gegen den eigenen Bruder half, sich jetzt über des Ungastlichen Vergewaltigung durch einen Wegelagerer wie über dessen Anschläge auf einen Zug kölnischer Bürger; hatten ihn solche doch einst bei Worringen mit besiegt, also daß auch sie nun spät noch der Arm der Gerechtigkeit erreiche. So sehr hat ihm die Verzweiflung für die Unter-

scheidung von Recht und Unrecht den Blick getrübt, und der sittliche Wille ist derart geschwächt, daß er trotz aller Regungen des Mitleids auf geraubtem Pferde des Wegelagerers Spießgeselle wird (Kap. 17).

So von einem Reichsfähnlein mit bei dem Überfall der Kölner betroffen, erweckt er durch den Mut der Verzweiflung, mit dem der Ehrliche kämpft, und die Standhaftigkeit, mit der er um der Ehre des Hauses willen jede Auskunft verweigert, gar den Verdacht, selber der Führer der Wegelagererbande gewesen zu sein, und als er nach drei Wochen gemeinen Kerkers auf einem Schinderkarren zur Richtstätte gefahren werden muß, gibt es nur noch eins, dessen er gewärtig ist, das ist der Tod durch den Strang (Kap. 18).

Wie die Verwickelung, zu der irrende Verzweiflung und zugleich eitle und starre Betonung des buchstäblichen Rechtes geführt haben, durch das Walten der Gnade eine rührende Lösung findet, erleben wir in der fünften längeren Kapitelreihe, die gleich der ersten und dritten wieder 5 Kapitel (19—23) umfaßt.

Der Schäfer hat Gunther, den steten Freund aller schlichten Leute, auf dem Windhaus und, da er ihn dort nicht traf, in Rodineck gesucht; von dort hat ihn Wahla, die innerlich in Gunther noch das Ideal des edeln Rittertums verehrt, diesem mit dem Auftrage nachgesandt, daß er ihn beschwöre, sich von der Gemeinschaft mit dem verrufenen Wegelagerer loszumachen. Von der allgemeinen Beschäftigung mit dem Friedberger Überfall und seinen Folgen zurechtgewiesen, kommt er mit seinem Auftrage vor Freiburg eben noch so rechtzeitig an, daß der Kaiser infolge seiner Erzählung von Gunthers Geschick dem Strafvollzug Einhalt tun kann (Kap. 19). Des Kaisers Erklärung, daß er alles wisse, öffnet endlich dem Verurteilten, der bisher um der Ehre des Hauses und Bruders willen jede Auskunft verweigert hat, den Mund: die Erzählung von der Betrügung um sein Erstgeburtsrecht erklärt der Wahrhaftige selbst für unerwiesen, der Taten und Missetaten, die er seit der Worringer Schlacht begangen hat, erklärt er sich rückhaltlos

für schuldig. Der Kaiser spricht dem Geständigen Mut zu, da Wahrheit oft spät erst an den Tag und schon verloren gegebene Liebe ganz unversehens doch noch ans Ziel komme; zugleich ist der Herrscher nach der Einsicht in Gunthers Verfehlung auch bedacht, sich nun in die Versündigungen an ihm gleichen Einblick zu schaffen (Kap. 20).

Auf Molsberg hat inzwischen Wahla mit leidlicher Genesung nicht auch ihr altes frohes und offenherziges Wesen wiedergefunden; denn sie sieht zwischen des Vaters Gebot und des Bräutigams Drängen auf der einen Seite und der in ihrem Herzen unertötlichen Liebe auf der andern keinen Ausweg und verzweifelt mit dem Troste fast auch an Gottes Liebe, was im Frauenmunde nichts anderes besagt wie des Dichters Überschrift „die Gerechtigkeit Gottes" (Kap. 21).

Da erscheint gerade an dem Tage, da Walram die Brautgeschenke überreicht hat, der Kaiser auf Molsberg, gewillt, „daß Recht Recht werde, und müßten wir's vom Himmel holen". Die Durchführung des Entschlusses erfolgt in einer Reihe geistvoller Gegensätze.

Was nur Gott weiß, aber als eine rein weltlich-irdische Rechtsfrage nicht vor die Stätte seiner Gerechtigkeit zieht, die Frage des Erstgeburtsrechtes, läßt auch der Kaiser unausgetragen, wenn er auch als brüderliche Billigkeit Zusammenleben mit dem von ihm begnadigten Bruder auf geteiltem Erbe empfiehlt (Kap. 22).

Was durch einen Menschen entschieden werden kann, weil darin Göttliches schon hienieden im Menschen waltet, das allein will auch der Kaiser entscheiden: er stellt Walrams buchstäbliches Recht auf Wahlas Hand und auch von sich aus ihre Freiheit, ihm zu folgen, fest; aber indem er gleichzeitig Gunther vor sie stellt, ringt er zugleich ihrem kindlich geängsteten Herzen in herzzerreißendem Aufschrei: „Gunther!" ein unwillkürliches Bekenntnis ab, daß ihre Liebe diesem gehört, und die Mitteilung von dessen Begnadigung gibt ihr selbst den Mut der Tat, sich diesem in Kuß und Umarmung zu einen. Angesichts dieses Bildes schmilzt auch die Starre, mit welcher

der Molsberger auf seinem Recht bestanden hatte, über die Hand der Tochter zu verfügen, und er verrät seine Geneigtheit, des Kaisers Werturteile zuzustimmen: „Vorher hörten wir den ersten Entscheid [Wahlas für Walram] in Worten. Mir scheint, dieser zweite ganz andere Entscheid, den wir bloß sehen, ohne ein Wort zu hören, [d. h. Recht und Stimme des Herzens] ist der höhere und letzte, der den ersten aufhebt." Da geht Walram, dem jetzt auch Ritter Molsberg durch die eitel trügerische Schale weltgewandter Ritterlichkeit auf den selbstischen Grundzug seines Wesens geblickt hat, stumm von dannen (Kap. 23).

Die Novelle könnte mit dieser Lösung der Herzensgeschichte, die sie von Kap. 10 an geworden ist, ganz wohl schließen. Nur hätte dann das Nachwort unseres lehrsamen Dichters gefehlt, zu dem er sich noch den Raum zweier Schlußkapitel (24 und 25) genommen hat.

Die Unterhaltung, die in Kap. 24 der Kaiser mit Gunther über dessen Zukunft führt, zeigt diesen auch im Glück seinem Charakter treu. Er möchte Wahla heiraten, weil sie ihn liebt und sonst unglücklich würde; er möchte sie aber auch nicht unglücklich machen, indem er, der Beruflose, sie heimführt. Er findet sein Gut Windhaus unauskömmlich und schlägt doch ein reicheres Lehen in des Kaisers Stammlanden aus; er will in der Heimat bleiben und doch auch von einer Erweiterung seines Besitzes auf Kosten des Bruders nichts wissen. Er weiß, daß der Bruder ihm Wahla nicht gönnt, und spricht doch für dessen Bestes, indem er ihn für eine Stellung am Hofe empfiehlt und den Versuch befürwortet, ihn dort durch eine Übersättigung seiner Eitelkeit „wieder gut" werden zu lassen. Der die Braut heimgeführt, der das wahre Glück gewonnen hat, daran erinnert der Dichter so nochmals, ist also doch der Wahrhaftige und Mutige, der in Weltdingen ehedem so Unglückliche und noch so Ratlose und wenig Gewandte. Indem dieser auf ihm angetragene Ehren und Vorteile verzichtet und den sich ihrer nun einmal freuenden Bruder für sie empfiehlt,

läßt er uns zugleich darin die Gerechtigkeit Gottes empfinden, daß dem Wahrhaftigen in seinem Innern ein Schatz beschert ist, den er mit freier Entschließung dem Erfolg in der eiteln äußeren Welt vorzieht. —

Noch mächtiger, ja wirklich als eine bejahende, zusammenfassende Antwort auf die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes wirkt die abermalige Gegenüberstellung des Kaisers und Gunthers im Schlußkapitel (25). Jetzt zweifelt der Kaiser, der sich noch eben, bloß weil er fremder Treue und Liebe seinen Arm geliehen, „fast gerechter waltend wie unser Herrgott" deuchte, an der Größe seiner Leistung nicht bloß in dem kleinen Erlebnis des Tages, sondern in seinem ganzen Walten an der Spitze des deutschen Reiches. Auch der höchste weltliche Vertreter des himmlischen Richters, sagt damit der Dichter durch kaiserlichen Mund, erreicht beim besten Wollen nur ein schwächliches Abbild der Gerechtigkeit Gottes.

Günthern ist inzwischen aus der Liebe Wahlas, die nicht sorgt, „ob sie unglücklich wird, sondern daß sie glücklich mache", nicht nur der Mut zum Heiraten erwachsen, sondern auch einen Beruf hat er gefunden: ein Edelmann nicht der Geburt und des Besitzes, wohl aber der Tat will er sein, indem er je und je die Aufgabe des Augenblickes seinem Wesen gemäß edel erfüllt. So entschlossen, bangt er auch um seine und Wahlas Zukunft nicht mehr: gerade im Unglück ist ihm in der Betrachtung der wunderbaren und doch naturnotwendig verflochtenen Wirrnisse und Zufälle seines Lebens die Erkenntnis gekommen, daß hinter diesem ein Höherer stand, der es wie zum Gedichte wob; und über allen Zufall des Weltlaufs und allen Zweifel des Herzens erhaben ist ihm die Zuversicht gewesen und geworden, wenn auch in der Welt nirgends die Gerechtigkeit sichtbar scheine, so „werde sie sich doch bei Gott finden — diesseits oder jenseits! — ein Geheimnis für uns Sterbliche und doch eine tröstende, versöhnende Gewißheit". „Und vor dieser Zuversicht der Gerechtigkeit Gottes, schließt er sein Bekenntnis, vor dieser Zuversicht, die da glaubet, was sie nicht siehet, verlieren die Rätsel dieser Welt

ihr Grauen, die Rätsel unseres eigenen Lebens und Sterbens." Auch als der Kaiser ihm die furchtbare, prüfende Frage vorlegt, ob der dem glücklich Gewordenen leichte Glaube an die waltende Gerechtigkeit wirklich auch angesichts des Schwersten, des Todes Wahlas, sich bewähren würde, erbebt er wohl — echt menschlich. „Nach kurzem Besinnen aber faßte er die Hand seiner Braut und die Hand des Kaisers und sprach: ‚Ich würde es! Wo wir gehen und stehen auf dieser Erde, wohin wir fliehen und wohin wir auch versinken mögen, wir bleiben doch immer — — unter dem Himmel.'"

Die Parallele dieses Schlußsatzes mit den S. 36f. wiedergegebenen Schlußsätzen des 5. Kapitels ist unverkennbar; nur ist, was dort — am Ausgang der Vorgeschichte — noch äußerem Weltglück zugewandte Hoffnung des jugendlichen Gemütes war, hier in ernsten Erfahrungen des Lebens geläuterte und bewährte Erkenntnis und Überzeugung geworden.

Überhaupt ist in der Anordnung des nur scheinbar krausen Durcheinander der Ereignisse aufs sorgfältigste Parallelität und Ebenmaß zu beobachten: vor den zwei Schlußkapiteln (24 und 25) werden drei Reihen von je 5 Kapiteln (1—5; 10—14; 19—23) durch zwei Reihen von je 4 (6—9; 15—18) getrennt. In den Fünferreihen wird wesentlich das Walten der Vorbestimmung und Vorsehung, in den Vierergruppen das irrende Streben und Gebaren der Menschen dargestellt. Bis in den Aufbau hinein ist so veranschaulicht, daß im äußerlich krausen Gewirr ein unsichtbares Wesen ordnend waltet, und indem diesem in der ersten, dritten und fünften Gruppe Anfang, Mitte und Ende in die Hand gegeben ist, erscheinen die in der zweiten und vierten Gruppe dazwischen gereihten Menschenversuche zu eigener Gestaltung des Lebensinhaltes nur als der leichtere Einschlag in dem Gewebe, daran vorbestimmend, leitend und zielsetzend die Vorsehung schafft.